

Ueber prähistorische

# Begräbnisstätten.

Von

FERDINAND v. HOCHSTETTER.

---

Vortrag, gehalten am 2. März 1881.



Die Prähistorie oder Vorgeschichte ist eine junge Wissenschaft, die erst in den letzten Decennien sich neben ihren älteren Schwestern, der Geologie und Archäologie, zu selbstständiger Geltung emporgeschwungen hat.

Es handelt sich in der Vorgeschichte jedoch nicht um die Urgeschichte des Menschengeschlechtes überhaupt, nicht um die Beantwortung der noch von einem undurchdringlichen Schleier umhüllten Fragen, wie, wo und wann der Mensch zum ersten Male auf den Schauplatz der Erde getreten ist, sondern um die Vorgesichte des Menschen in Europa. Gegenstand der Vorgeschichte sind die Spuren, welche die ältesten Bewohner unseres Continentes, über die wir weder mündliche, noch schriftliche Ueberlieferungen besitzen, hinterlassen haben, die Reste ihrer Wohnungen und Ansiedlungen, ihre Werkzeuge und Geräthe, ihre Begräbnisstätten und Gräber.

Die Aufgabe der vorgeschichtlichen Forschung besteht darin, aus diesen Resten womöglich nachzuweisen:

1. in anthropologischer Beziehung, welcher Race die vorgeschichtlichen Bewohner Europas angehört haben;
2. in ethnologischer Beziehung, welches ihre Sitten, Gebräuche, ihr Culturzustand gewesen.

Eine Vorgeschichte in diesem Sinne gibt es bei allen Völkern und in allen Erdtheilen. Sie wird aber nach Umfang und Dauer bei den verschiedenen Völkern in den verschiedenen Erdtheilen sehr verschieden sein, da die Grenze zwischen Geschichte und Vorgeschichte bei den verschiedenen Völkern zeitlich eine sehr verschiedene ist.

Bei den alten Egyptern und bei den Chinesen reichen historische Ueberlieferungen zurück bis in's vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, bei den Völkern des classischen Alterthums wenigstens bis in's zweite Jahrtausend. Für Mitteleuropa beginnt aber die eigentliche historische Zeit erst mit dem Beginne unserer Zeitrechnung: in den Donau-, Alpen- und deutschen Ländern mit der Colonisation der Römer zur Zeit des Kaiserreiches und mit den Nachrichten, welche römische und griechische Schriftsteller des ersten und zweiten Jahrhunderts uns überliefert haben, im Norden sogar erst mit der Einführung des Christenthums im vierten bis achten Jahrhundert.

Noch näher der Jetztzeit liegt die Vorgeschichte der amerikanischen Völker, da diese für uns erst mit der Entdeckung Amerikas und mit den Erober-

rungen der Spanier im 15. und 16. Jahrhundert in die Geschichte eingetreten sind.

Die Geschichte der Australier und Polynesier beginnt sogar erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit den Entdeckungen Cook's und anderer Seefahrer.

So reicht also das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern näher oder ferner an die Jetztzeit heran.

Sehen wir nun, auf welche Weise wir zur Kenntniss der vorgeschichtlichen Völker und Racen, die den Boden unserer Heimat in den Jahrtausenden vor dem Beginne unserer Zeitrechnung bewohnt haben, gelangen. Nicht vom Studirtische und aus Bücherschätzen lässt sich das Räthsel lösen, sondern nur mit der Haue und dem Spaten in der Hand, im freien Felde, in Moor und Wald, auf Acker und Wiese. In der Erde begraben liegen die Urkunden der Vorgeschichte, und aus der Erde müssen sie wieder gegraben werden. Es liegt ein eigener Reiz in dieser Art Forschung, und man begreift den Enthusiasmus, der Diejenigen erfüllt, die sich derselben hingeben. Der geringste Fund, der die Mühe des Grabens belohnt, macht eine grosse Freude, und wäre es nur ein unscheinbarer Scherben, an dem sich erkennen lässt, dass er einem Gefässe angehört, das aus freier Hand, nicht auf der Drehscheibe, gearbeitet ist, oder ein roher Feuerstein, der aber die

Arbeit des Menschen unzweifelhaft verräth, oder ein gespaltener Knochen, der aber beweist, dass der Mensch, der ihn spaltete, schon Hausthiere besass u. s. w.

Wie muss erst Schliemann zu Muthe gewesen sein, als er die Schätze des Priamus und die Helden gestalten der Homerischen Sage vor seinen Augen aus der Tiefe der Erde, aus den Trümmern verbrannter Städte und zerstörter Burgen erstehen sah!

Die Aufgabe nun, die ich mir für den heutigen Abend gestellt habe, kann nicht die sein, Ihnen einen vollständigen Ueberblick über die Resultate der prähistorischen Forschungen zu geben. Ich beschränke mich diesmal auf die prähistorischen Begräbnisstätten.

Die Stätten der Todten sind überall und bei allen Völkern die ergiebigsten Quellen der prähistorischen Forschung, in der neuen Welt ebenso wie in der alten; und wenn die Menschheit in irgend welchen Ideen übereinstimmt, so ist dies der Fall in denjenigen, welche sich auf den Cultus und die Verehrung der Todten beziehen.

Nirgends freilich und zu keiner Zeit hat der Todtencultus so grossartige, allen Stürmen der Zeit trotzende Denkmale geschaffen, wie im alten Egypten. Die Pyramiden mit ihren Grabkammern im Innern, in welchen Könige begraben liegen, die in Fels gehauenen unterirdischen Todtenstädte mit ihren Riesensarkophagen aus Granit, mit ihren kunst-

voll einbalsamirten Leichen und mit ihren Schätzen an Gold, an Edelsteinen und an anderem Geschmeide, sie finden sich bei keinem anderen Volke wieder. Nichtsdestoweniger verdienen auch die unscheinbaren Grabdenkmale der europäischen Völker aus längst vergangener Zeit mit ihrem oft noch unscheinbareren Inhalte unsere volle Aufmerksamkeit.

Die ältesten Begräbnissplätze, welche wir auf europäischem Boden kennen, waren die Höhlen, die natürlichen Höhlen und Felsgrotten, welche dem urgeschichtlichen Menschen, noch ehe er Hütten und Häuser zu bauen verstand, auch zum Wohnplatz dienten. So selten diese Höhlengräber oder Grabhöhlen auch sind, so gestatten sie uns doch einen tiefen Einblick in die Geheimnisse einer längst entschwundenen Periode und berichten uns fast mit geschichtlicher Treue. Die bemerkenswerthesten Grabhöhlen oder Höhlengräber kennt man in Frankreich und Belgien.

Ich erwähne zuerst die Höhle von Aurignac, einem Städtchen am nördlichen Abhang der Pyrenäen im Departement Haute-Garonne. Ein Arbeiter entdeckte diese Höhle im Jahre 1852, indem er seinen Arm in ein Kaninchenloch steckte und zu seinem Erstaunen einen Menschenknochen hervorzog. Als er weitergrub, kam er auf eine Sandsteinplatte, welche den Eingang in eine Höhle oder Felsnische verschloss, und als er die Steinplatte entfernte, stiess er auf Schädel und Menschengrippe. 17 Skelete, die nur

wenig von Erde bedeckt waren, kamen nach und nach zum Vorschein, Skelette von Männern, Frauen und Kindern. Diese Entdeckung erregte ausserordentliches Aufsehen, und da sich das Gerücht verbreitete, dass eine Falschmünzerbande existire, die viele Menschen ermordet und deren Leichen in die Höhle geschafft habe, so hatte der aufgeklärte Maire des Ortes nichts Eiligeres zu thun, als dass er die aufgefundenen Skelete so schnell wie möglich an einem anderen Orte wieder vergraben liess. So ging dieser merkwürdige Fund für die Wissenschaft zum grössten Theile wieder verloren.

Als 1861 Lartet, der berühmte Erforscher der Knochenhöhlen des südlichen Frankreichs, die Grotte besuchte, fand er im vorderen Theile der Höhle eine Art rohen Herdes und darüber in einer dicken Schichte von Asche und Holzkohlen lagen neben Knochen vom Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbär, der Höhlenhyäne und vom Riesenhirsch, sowie sehr zahlreichen Knochen vom Renthier, Wisent und Pferd, auch bearbeitete Stücke von Rengeweihen und Hirschhorn und viele roh aus Feuerstein geschlagene Steinwerkzeuge. Ueber die Menschen, die hier einst gehaust haben, die hier ihre Todten bestatteten und Leichenfeste feierten, liess sich, da die wieder eingescharnten Skelete nicht mehr aufgefunden werden konnten, nur so viel feststellen, dass sie kleiner Statur gewesen und wahrscheinlich einer kurzköpfigen (brachycephalen) Race angehört haben.



Ein zweiter Fund wurde in der Höhle von Cro-Magnon bei Les Eyzies an den Ufern der Vezère 1868 gemacht; es waren vier menschliche Skelete, darunter das eines alten Mannes und einer Frau, welche zur Aufstellung der Cromagnon-Race Veranlassung gegeben haben. Die durchaus wohlgebildeten Schädel sind dolichocephal, mit gerader hoher Stirn und hochgewölbtem Scheitel, sie sind so gross, dass ihre Capacität nach dem Urtheile der französischen Anthropologen mindestens gleich, wenn nicht grösser, als die der jetzigen Pariser ist. Das Gesicht ist orthognath; die Hauptknochen der Gliedmassen deuten auf einen hohen, kräftigen Wuchs. Mit dieser Cromagnon-Race stimmt im Wesentlichen auch das 1872 von Rivière entdeckte Skelet aus der rothen Höhle von Mentone (Baousset rossé).

Die Höhlen mit prähistorischen Ansiedlungen und Begräbnissplätzen im Thale des Flüsschens Lesse bei Furfooz in Belgien, welche von Ed. Dupont 1866 untersucht wurden, heissen Trou Rosette, Trou des Nutons, Trou du Frontal und Trou de Reuviau. Die wichtigsten Resultate hat die Höhle Trou du Frontal ergeben, da hier eine Begräbnissstätte aus der Renthierzeit entdeckt wurde, deren Skelete die Veranlassung zur Aufstellung einer besonderen Furfooz-Race durch die französischen Anthropologen gaben. Die Grotte besteht aus einem grösseren vorderen Raum, der nach Dupont zur Abhaltung von Todtenfesten

benützt wurde, da sich hier Steinplatten mit Kohlen, also eine Art von Herd, fanden. Die eigentliche Grabgrotte im Hintergrunde dieser Vorhalle, die durch eine Dolomitplatte geschlossen war, ist nur ein enger Raum von 1·20 Meter Breite, 1 Meter Höhe und 2 Meter Tiefe. In diesem Raume wurden menschliche Gebeine, die wenigstens von 14 Individuen, Männern, Frauen und Kindern herrühren, in grösster Unordnung durcheinander geworfen, gefunden. Dupont glaubt, dass die Leichen ursprünglich ordentlich neben- und übereinander gelegt waren, dass aber später eindringende Wasser die Gerippe durcheinander geworfen haben. Im Grabraume fanden sich neben den Gebeinen nur noch die Reste einer Urne mit rundem Boden, Feuersteinmesser und durchbohrte eocene Muscheln. In der Vorhalle dagegen lagen zwischen dem geschichteten diluvialen Lehm und dem Blocklehm darüber Tausende von Feuersteinmessern und Reste vom Bären, Fuchs, Wildschwein, Wiesel, Pferd, Hirsch, Steinbock, Renthier, Stachelschwein, Biber, von Fischen und von Vögeln; offenbar Speisereste.

Trou des Nutons de Gendron ist der Name einer kleinen Grotte am rechten Ufer des Flüsschens Lesse im Kohlenkalk, welche von Dupont im Jahre 1866 untersucht wurde. Die Grotte ist am Eingang nur 2½ Meter breit und hoch, 14 Meter lang und keilt sich dann aus. Vor der Höhle am Abhang und theilweise in der Höhle liegt diluvialer

Blocklehm. Darüber in der Höhle eine Schichte Modererde, die im Innern der Höhle von einer bis 60 Centimeter dicken Stalagmitenkruste bedeckt war. Während im Blocklehm weder Knochen, noch andere Reste sich fanden, lagen in der Moderschichte 17 Skelete, auf dem Rücken ausgestreckt, mit dem Kopf nach dem Höhleneingang. Zwei der innersten lagen quer über. Die Skelete waren jedoch so vermodert, dass nur wenige Knochen erhalten werden konnten (namentlich Unterkiefer). In derselben Schichte gleich beim Eingang lagen ein Feuersteinsplitter und drei Topfscherben von aus der Hand geformten Gefässen als einzige weitere Reliquien; vor der Höhle auf dem Blocklehm endlich eine Schieferplatte, die vielleicht einst zum Verschluss gedient hatte.

Nach den Untersuchungen von Pruner-Bey sind die menschlichen Reste aus dieser Höhle im Allgemeinen vom Typus der Furfooz-Race der Ren-thierzeit. Die Lagerung der Moderschichte über dem Blocklehm deutet jedoch ein etwas jüngeres Alter an.

Ich will andere ähnliche Funde in französischen, belgischen und englischen Höhlen nicht weiter erwähnen, und erinnere nur noch an einen deutschen Höhlenfund, der eine grosse Berühmtheit erlangt hat, an die Entdeckung eines menschlichen Skeletes im Jahre 1856 in einer Höhle des Neanderthales bei Düsseldorf. Das Schädelbruchstück dieses „Urmenschen“ (*homo neanderthalensis*) ist von lang-

elliptischer Form (dolichocephal) und zeigt eine ausserordentliche Entwicklung der Stirnhöhlen, wodurch die Augenbrauenbogen, die in der Mitte ganz mit einander verschmelzen, so vorspringend werden, dass hinter ihnen das Stirnbein eine beträchtliche Einsenkung zeigt und die Stirne schmal und flach erscheint. Diese Eigenthümlichkeiten hat man als die charakteristischen Eigenschaften der tiefstehenden rohen und wilden vermeintlichen Urrace gedeutet. Indessen hat Virchow den Neanderthalschädel als Racenschädel verworfen und für eine krankhafte Missbildung erklärt.

In Oesterreich hat man Höhlengräber bis jetzt nicht aufgefunden, wohl aber in rohen Stein- und Knochenwerkzeugen, die zusammen mit den Knochen ausgestorbener Säugethiere, namentlich des Renthieres, in einigen mährischen Höhlen gefunden wurden, den Beweis erbracht, dass auch bei uns Höhlen schon in der frühesten Zeit von Menschen bewohnt waren.

Fragen wir nun, welcher Zeitperiode die Höhlengräber wahrscheinlich angehören, so ist die übereinstimmende Ansicht die, dass sie der ältesten sogenannten paläolithischen Periode oder der älteren Steinzeit angehören, d. h. jener Periode, welche theilweise mit der Diluvial- oder Eiszeit der Geologen zusammenfällt, einer Zeitperiode, in der jetzt längst ausgestorbene Thiere, wie das Mammuth, das Knochenashorn, die grossen Höhlenraubthiere, der Höhlen-

bär, Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne u. s. w., oder Thiere, welche sich jetzt nach dem Norden zurückgezogen haben, wie das Renthier und der Moschusochs, in Mitteleuropa häufig waren. Man bezeichnet diese ältere Steinzeit auch als die Zeit der geschlagenen Steinwerkzeuge im Gegensatze zur jüngeren Steinzeit, der Zeit der polirten Steinwerkzeuge. Diese ältere Steinzeit bezeichnet die Anfänge der menschlichen Cultur, in welcher der Mensch, noch ohne jede Kenntniss der Metalle nur mit rohen Knochen- und Steinwerkzeugen bewehrt, im Kampfe gegen die Thierwelt sein armseliges Dasein mühsam fristete. Und dürfen wir noch einen Unterschied machen zwischen einer älteren Höhlenbären- und Mammuthzeit und einer jüngeren Renthierzeit während der paläolithischen Periode, so können wir in Bezug auf die Cultur und die Race der frühesten Bewohner Europas noch Folgendes sagen.

Der Mensch der Höhlenbären- und Mammuthperiode wohnte noch, wie die Höhlenthier, als wahrer Troglodyt in Höhlen; als Waffen und Werkzeuge hatte er ausser der Keule und vielleicht der Schleuder, und ausser zugerichteten Geweih- und Knochenstücken, die zum grossen Theil wohl auch zum Schaben und Glätten der gegerbten Häute dienten, nur roh geschlagene, bald mehr längliche, bald mehr eiförmig gerundete Steinmesser, Steinäxte und Lanzenspitzen, die von Feuerstein- oder Hornstein-Knollen abgespalten oder abgeschlagen wurden. Er

lebte von den wilden Früchten des Waldes, von Jagd und Fischfang und hatte noch keine Hausthiere. Sein Culturstand lässt sich am besten vergleichen mit demjenigen der Australneger: Ueber seine Race lässt sich nichts mit Sicherheit sagen.

Ein nicht geringer Fortschritt zeigt sich schon bei dem Menschen der Renthierperiode während der jüngeren Diluvialzeit. Die Steinwerkzeuge sind mannigfaltiger und besser gearbeitet, sie sind zum Theil schon gedengelt, d. h. durch Klopfen zu Instrumenten mit scharfen Rändern bearbeitet. Auch die aus Knochen- und Geweihstücken gearbeiteten Geräte und Instrumente sind feiner gearbeitet und zeigen künstliche Verzierungen; bunte glänzende Steine, Zähne, Muscheln wurden als Schmuck gebraucht, durchbohrt und zu Hals- und Armbändern zusammengereiht; rother Thoneisenstein (Röthel) wurde als Schminke zum Bemalen des Körpers verwendet, Schüsseln und Töpfe wurden aus Thon gearbeitet und vielleicht gab es in dieser Zeit auch schon gezähmte Thiere. Das Pferd und das Renthier, die damals noch keine Hausthiere waren, bildeten die Hauptnahrung des Menschen der Renthierzeit. Von den Menschen dieser Periode rühren also wichtige Verbesserungen in der Industrie der Kiesel her; sie waren es, welche zuerst verstanden das Renthiergeweih, den Knochen, das Elfenbein zu bearbeiten; sie waren es, welche, sich zur Vorstellung der Kunst erhebend, das Zeichnen, das Graviren und die

Sculptur erfanden, Fortschritte, welche jedenfalls eine hohe Intelligenz bezeugen.

Wie wir gesehen haben, waren es zwei wesentlich verschiedene Racen, welchen wir diese Fortschritte zuschreiben müssen, eine langköpfige (die Cromagnon-Race) und eine kurzköpfige (die Furfooz-Race). Racen-Charaktere und Culturzustand stimmen so vollständig überein mit denjenigen Völkern, welche heute im Norden unseres Continentes und auf Grönland leben, dass man, ohne den Thatsachen irgend welchen Zwang anthun zu müssen, sagen kann, die langköpfige Cromagnon-Race entspreche den langköpfigen Eskimos, die kurzköpfige Furfooz-Race den kurzköpfigen Lappen und Finnen, und annehmen könnte, dass diese Mongoloiden und Turanier während der Eiszeit in Mitteleuropa gelebt und sich nach der Eiszeit mit den arktischen Thieren nach Norden zurückgezogen und der Einwanderung und Verbreitung einer neuen, der weissen oder arischen Race während der neolithischen Periode Platz gemacht haben.

Der älteren Steinzeit folgt die jüngere Steinzeit. Die jüngere Steinzeit oder die neolithische Periode ist charakterisirt durch megalithische Grabdenkmale, durch die Hünengräber des Nordens und die Dolmen des Südens und Westens.

Die älteste Form dieser megalithischen Gräber sind einfache Steinkammern oder Steintische, die Dolmen (ein niederbretonisches oder gälisches Wort aus Dol = Tisch und Men = Stein zusammengesetzt),

bisweilen auch Druiden - Altäre genannt. Als ob die Bewohner Europas in dieser Periode für ihre Todten die natürlichen Höhlen durch künstliche zu ersetzen gesucht hätten, so sind die Dolmen aus riesigen Steinblöcken aufgebaut, die eine Grabkammer bilden. Vier bis sechs unbehauene Steinkolosse bilden die Basis, ein oder zwei Blöcke die Decke, Blöcke oft von 300—400 Ctr. Gewicht. So erheben sich die Dolmen auf kleinen entweder natürlichen oder wenig aufgeworfenen Hügeln, ganz oder fast ganz aus der Erde hervorragend.

Eine zweite Form dieser megalithischen Grabdenkmale ist das Steinkistengrab mit Steinkreis oder der Cromlech (ebenfalls ein niederbretonisches oder gälisches Wort, welches namentlich in England gebräuchlich ist), im Norden Hünen-Betten. Bei diesen Gräbern sind rings um die Grabkammer herum entweder im Kreise oder in länglicher Ellipse einzelne grosse Blöcke gelegt. Ein Steinkreis umschliesst häufig zwei Steinkisten und andererseits umschliessen oft mehrere Steinkreise ein Grab. Die Steinkisten sind bald unbedeckt, bald mit Erde bedeckt; die mit Erde bedeckten bilden dann oft grosse, bis zu 10 Meter und mehr hohe Hügel, in welche von aussen ein aus Steinen gebauter Gang bis zur Grabkammer führt — sogenannte Gangbauten und Riesenstuben.

In der Nähe dieser megalithischen Grabdenkmale finden sich häufig auch einzeln aufgerichtete



hohe Steine, die unter dem Namen „Menhirs“ (langer Stein) bekannt sind.

Megalithische Grabdenkmale, wie die beschriebenen, sind im Norden und Westen von Europa weit verbreitet.

In Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen sind sie aus erratischen Blöcken aufgebaut. Sie finden sich in England, Schottland, Irland, Nord- und Westfrankreich, im westlichen Theile Südfrankreichs, in den Pyrenäenthälern u. s. w. Sie finden sich aber ebenso auch im nördlichen Afrika, im ganzen Gebiet des Mittelmeeres und gehen östlich bis nach Palästina und Indien.

Bei allen megalithischen Gräbern enthält die Steinkammer oder Steinkiste die Ueberreste der Verstorbenen. Aber die Art des Begräbnisses war in dieser Zeit schon eine verschiedene. In Deutschland finden sich begrabene Leichen und verbrannte, letztere sogar in der Mehrzahl, in Dänemark herrschte fast ausschliesslich die Sitte der Bestattung, in den englischen Cromlechs finden sich zuweilen Skelete und Urnen mit den Ueberresten verbrannter Leichen zusammen, in den Dolmen Nordfrankreichs sind unverbrannte Leichen beiweitem vorherrschend.

Die Todten haben in der Regel eine sitzende oder hockende, seltener eine liegende Stellung. Die Kniee berühren das Kinn, die Arme waren über die Brust gekreuzt. So war auch die Stellung, welche die alten Peruaner ihren Mumien gaben, ein Anklang

vielleicht an die natürliche Lage, die das Kind im Mutterschosse einnimmt und an die Rückkehr des Menschen in den Schoß der als unsere gemeinsame Mutter betrachteten Erde.

Und als hätten die Dolmen-Erbauer eine Ahnung von einem zukünftigen Leben gehabt, so wurden den Dahingeschiedenen Waffen, Werkzeuge, Schmuck, kurz Alles, was ihnen hienieden lieb und werth gewesen, mitgegeben, sogar Mundvorrath für die Reise in die neue Heimat. Aus solchen Gräbern stammen die kunstvoll geschlagenen („gedengelten“) oder polirten Steinwerkzeuge aus Feuerstein, deren mannigfaltige Formen (Aexte, Meißel, Messer, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen u. s. w.) wir in den Museen Norddeutschlands, Dänemarks und Skandinaviens zu bewundern Gelegenheit haben, die durchbohrten Steinhämmer aus Diorit, Serpentin, Sandstein und anderen Gesteinen, mannigfaltiger Bernsteinschmuck, Schmuck aus Muschel- und Schneckenschalen u. s. w. Während in den Dolmen des Nordens noch keine Spur von Kupfer, Bronze oder gar Eisen sich findet, kommen in den Dolmen Frankreichs schon einzelne Bronze-Gegenstände, in Algier neben Bronze sogar auch Eisen vor. Es scheinen also die Dolmen-Erbauer des Südens früher mit den Metallen bekannt geworden zu sein als die Dolmen-Erbauer des Nordens.

In Central- und Ostfrankreich und ebenso in Mittel- und Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn u. s. w. hat man bis jetzt keine Dolmen nachweisen können,

obwohl diese Gegenden zur Zeit der Erbauung der Dolmen ohne Zweifel längst auch bewohnt waren. Erst im Osten Europas, in Polen, kommen wieder dolmenähnliche megalithische Gräber aus der Steinzeit vor.

In dieselbe Zeit dürften aber unsere Pfahlbauten in den Alpenseen, im Laibacher Moor u. s. w. und ebenso die älteren Pfahlbauten der Schweiz fallen. Unsere Pfahlbautenfunde repräsentiren nämlich in ebenso ausgezeichneter Weise das neolithische Zeitalter, wie die Funde des Nordens, wenn gleich gegen das Ende dieser Periode den Pfahlbauern unserer Alpen nach den Entdeckungen von Dr. Much wenigstens das Kupfer schon bekannt war. Dr. Much hat nämlich in den Pfahlbauten des Mondsees Aexte, Dolche, eine Nadel, einen Fischhaken, eine Spiralscheibe aus Kupfer neben Schmelztiegeln und Gusslöffeln gefunden, und durch die Identität der Thongefässe bewiesen, dass diese Pfahlbauern ihr Kupfer aus den Kupferkieslagern des Mitterberges bei Bischofs-hofen gewonnen haben.

Fragen wir schliesslich, welchem Volke und welcher Race die Dolmen-Erbauer wahrscheinlich angehört haben, so gehen die Ansichten in dieser Beziehung weit auseinander.

Die keltischen Bezeichnungen der megalithischen Denkmale dürfen uns nicht verleiten, anzunehmen, dass es Kelten gewesen, welche dieselben erbaut haben. Im Gegentheil, die Dolmen-Erbauer waren

das Volk, welches von den Kelten, d. h. von den Kelto-Germanen und Kelto-Galliern der Bronze-Zeit unterjocht und verdrängt wurde.

Noch weniger dürfen wir uns vorstellen, dass es ein besonderes Hünengeschlecht war, welches die Hünengräber erbaut hat, und Virchow sagt mit Recht, dass nur die Gräber, aber nicht die Gerippe, die sich in ihnen befinden, gigantisch sind.

Man findet in den Dolmen, namentlich des Nordens, kleine brachycephale Menschen, die man einer finnisch-tschudischen Bevölkerung zuzählen kann, man findet aber ebenso die Reste einer grossen mesocephalen und dolichocephalen Race von rein arischem Typus.

Manche Forscher glauben ein besonderes Dolmenvolk annehmen zu müssen. Die einen bezeichnen die Küste von Malabar, die anderen die Ostseeküste als Ausgangspunkt des Dolmenvolkes, wieder andere nehmen an, dass es aus dem Süden, aus Afrika, gekommen und nach Norden gewandert sei.

Wichtig ist hervorzuheben, dass die Dolmen-Erbauer ebenso wie die Pfahlbauern schon Haustiere hatten und Ackerbau trieben, also jedenfalls auf einer viel höheren Culturstufe standen als die Troglodyten und Renthiermenschen der paläolithischen Periode.

Ob es aber ein besonderes Dolmenvolk gegeben hat, das ist mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlich hat die Völkerkarte Europas zur Dolmenzeit schon ebenso bunt ausgesehen wie heutzutage. Turanische

und arische Völker mögen es gewesen sein, die Jahrtausende lang auf europäischen Boden gewohnt haben, ohne Kenntniss der Metalle, bis ihnen etwa im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt von Osten und Süden her der Gebrauch der Metalle allmählich bekannt wurde.

Mit der Kenntniss der Metalle beginnt das Bronzezeitalter Europas, während dessen die Völker Mitteleuropas als Kelten und Germanen in die Geschichte eintraten.

Die Begräbnisgebräuche und die verschiedenen Arten der Begräbnisstätten gestalten sich während dieser Periode am mannigfaltigsten.

Schon in der jüngeren Steinzeit kommen neben der im Allgemeinen noch üblich gewesenen Leichenbestattung auch Leichenverbrennungen vor. Während der Bronzezeit wird die Leichenverbrennung immer allgemeiner und am Schlusse der Bronzezeit ist sie der überall in Mitteleuropa fast einzig herrschende Gebrauch.

Die Dolmen der jüngeren Steinzeit verwandeln sich in Hügelgräber, Tumuli, neben den Hügelgräbern werden aber auch Flachgräber üblich und die Begräbnisstätten aus der Zeit der allgemeinen Leichenverbrennung nehmen endlich den Charakter der „Urnen-Friedhöfe“ an.

Damit kommen wir zu Begräbnisstätten und Gräbern, wie sie in Oesterreich in der mannigfaltigsten Art weit verbreitet vorkommen.

Ich erwähne zuerst das berühmte Gräberfeld von Hallstatt, obwohl dieses schon der spätesten Bronzezeit angehört, einer etwa um 2000—2300 Jahre zurückliegenden Zeit, in welcher neben der Bronze das Eisen wenigstens in Mitteleuropa schon allgemein in Gebrauch gekommen war.

Das Gräberfeld liegt circa 400 Meter über dem Hallstätter See in der nächsten Nähe des Rudolphsturmes am Abhange des Siegkogels und ist gegenwärtig theils Buchenwald theils Wiese.

Schon im vorigen Jahrhundert hatte man am Salzberg einzelne Bronzefunde gemacht, die aber nicht weiter beachtet wurden, weil man sie für römische Reste hielt. Erst 1846 kam der verstorbene Bergmeister Georg Ramsauer bei Gelegenheit eines Wegbaues auf eine grössere Anzahl von Skeleten mit Bronzen und gab die Anregung zu systematischen Ausgrabungen. Diese wurden in den Jahren 1847 bis 1864 auf Kosten des k. k. Münz- und Antikenkabinetts durch Ramsauer systematisch ausgeführt. Es wurden in dieser Zeit auf einer Fläche von 2300 Quadrat-Klafter 993 Gräber aufgedeckt und 6084 Fundgegenstände nach Wien an das k. k. Münz- und Antikenkabinet eingesandt. Man hielt das Grabfeld für erschöpft, aber spätere Nachgrabungen haben erwiesen, dass diese Annahme unrichtig war, denn bis in die letzten Jahre sind bei den unter der Leitung des Herrn Bergrath Stapf vorgenommenen Ausgrabungen noch immer sehr interessante und wichtige

Funde gemacht worden, und man kann nach den jetzigen Erfahrungen sagen, dass wohl gegen 3000 Gräber aufgedeckt sind.

Das Leichenfeld erscheint an der Oberfläche durch nichts kenntlich. Es sind durchaus Flachgräber in 2 bis 3, manchmal 6 Fuss Tiefe. Der Boden wurde für das Grab dadurch vorbereitet, das derselbe geebnet, mit Sand bestreut, bisweilen auch mit Steinen belegt wurde. Nach dem Begräbnisse wurde das Grab mit einem niederen Steinhäufen und etwas Erde bedeckt. Die Gräber zeigen keine Spur einer regelmässigen Anordnung in Reihen oder Furchen; dagegen lassen sich drei Arten von Bestattungen nachweisen:

1. Die Leichenbestattung ohne Verbrennung, das sind die sogenannten Skeletgräber, in welchen man die Skelete der Bestatteten mehr oder weniger gut erhalten findet.
2. Die Leichenverbrennung, das sind die sogenannten Brandgräber, in denen man nur die calcinirten Knochenreste der verbrannten Leichen findet.
3. Theilweise Bestattung und theilweise Verbrennung d. h. gemischte Gräber, in welchen man neben kleinen Häufchen Leichenbrand einzelne Skelettheile, bald die Füsse oder die Arme, bald den Schädel findet.

Skelet- und Brandgräber kommen auf dem Hallstätter Grabfeld ungefähr gleich häufig vor.

Reiche und Arme, Männer, Frauen und Kinder scheinen ohne Unterschied bald verbrannt bald bestattet worden zu sein, und nichts verräth, warum das eine Mal diese, das andere Mal jene Form des Begräbnisses gewählt wurde.

Am auffallendsten, aber auch am seltensten ist die dritte Form. Bei dieser Art des Begräbnisses musste der Leichnam zuerst zerstückelt und dann theilweise verbrannt werden.

Welche religiöse Vorstellung dazu Veranlassung gab, ist völlig unaufgeklärt. „Es ist“, sagt Sacken, „eine gewöhnliche Volksansicht, dass der Kopf der Sitz der Seele sei, dessen Erhaltung oder rasche Zerstörung nach der verschiedenen religiösen Anschauung geboten erschien; manche Sage erzählt noch von kopflosen Gespenstern oder den wilden Jägern ohne Haupt, vielleicht im Zusammenhang mit der Erinnerung an diesen alten Brauch.“

Die Skelete liegen in Hallstatt in der Regel auf dem Rücken in der Richtung von Ost nach West, das Antlitz nach Ost gegen Sonnenaufgang gerichtet, seltener in anderen Lagen, mit ausgestreckten oder über die Brust gelegten Armen. Sie deuten auf eine schöne, grosse kräftige Race, die dolichocephalen Schädel sind von rein germanischem Typus. Es ist zweifellos ein keltogermanischer Volksstamm, — die Taurisker — der hier seine Todten begraben hat. Wenn man sich die Hünengestalten dieser Taurisker vorstellt und damit die Jammergestalten vergleicht, wie



sie einem unter der jetzigen Bevölkerung begegnen, so muss man wohl sagen, dass da ein Fortschritt in der Entwicklung der Race nicht stattgefunden hat.

Die reichen Beigaben, welche die Pietät der Angehörigen den Verstorbenen in den Schoss der Erde mitgab, geben uns vollständig Aufschluss über die Culturstufe, über Sitten und Gebräuche, über den Handelsverkehr und den Wohlstand des Volkes, welches hier seine Todten bestattete.

Ja die Hallstätter Funde sind massgebend geworden für die Bezeichnung einer besonderen Periode der Bronzezeit, die man die „Hallstätter Periode“ nennt und in die letzte Hälfte des Jahrtausends vor Christi Geburt zurückverlegt.

Dass diese alten Keltogermanen oder Taurisker, welche vor mehr als 2000 Jahren bei Hallstatt wohnten, Salzbergbau betrieben, darüber kann kein Zweifel herrschen, denn tief im Salzberg findet man heute noch in ihren alten Bauen Reste von Werkzeugen und Geräthschaften, die sie benützt haben. Der merkwürdigste Fund dieser Art sind zwei alte vollständig erhaltene Tragkörbe aus Leder und Rindshaut, die im vorigen Jahre auf dem Appoldwerk in einer Tiefe von 100 Meter gefunden wurden und jetzt im Besitze des naturhistorischen Hofmuseums sind.

Die in ganz Mitteleuropa und bis weit nach Asien hinein verbreitetste Form der Gräber aus der Bronzezeit sind die Hügelgräber oder Tumuli.

Ebenso mannigfaltig wie die Bezeichnung dieser Gräber in den verschiedenen Gegenden (Gomilen bei den Südslaven, Mohila oder Mogila bei den Tschechen, Kurgane in Polen, Süd-Russland u. s. w.), ist der Bau und die innere Einrichtung derselben. Manche sind aus lockerer Erde aufgeworfen, manche ganz aus Steinen, wieder andere sind mit Steinen umgrenzt oder belegt. Die Leichenbestattung ist fast ebenso häufig wie der Leichenbrand, der in Urnen beigesetzt wurde. Das Grab liegt im Hügel bald über, bald unter der Oberfläche des gewachsenen Bodens, ist häufig mit Steinen umstellt, die entweder in Form eines Steinkegels oder einer niedrigen Steinkiste zusammengestellt sind. Sehr häufig ist die Graburne auch nur mit einer Steinplatte bedeckt. Auch Holzsäрге aus ausgeschnittenen Baumstämmen kommen vor.

Manche Hügel enthalten nur ein Grab, andere mehrere bis zu 10 und 20 in den verschiedenen Theilen des Hügels.

Die letzteren sind wohl als Familiengräber aufzufassen, oder beweisen wenigstens, dass ein und derselbe Grabhügel durch längere Perioden als Grab benützt wurde.

Die Grösse solcher Hügelgräber ist daher auch ausserordentlich verschieden; von einer kaum bemerkbaren Bodenanschwellung bis zu 10 und 15 Fuss Höhe, bei entsprechendem Umfange kommen alle Grössen vor.

Bald liegen sie einzeln an hervorragenden Punkten, bald gruppenweise beisammen, bald ganze Nekropolen von Hunderten von Hügeln bildend; bald in der Ebene, bald auf Bergabhängen, bald auf Plateaux.

In den österreichisch-ungarischen Ländern ist diese Form der Gräber die am allgemeinsten verbreitete aus prähistorischer Zeit. In Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Steiermark, Krain, Dalmatien und ebenso in Galizien, Ungarn und Siebenbürgen kommen Hügelgräber in grosser Anzahl vor.

Unter den in jüngster Zeit aufgedeckten und durchforschten Hügelgräbern verdienen in erster Linie die Hügelgräber in Böhmen in der Umgegend von Pilsen Erwähnung.

Es ist geradezu erstaunlich, welche ausserordentliche Anzahl von Hügelgräbern in den letzten zwei Jahren in der Umgebung von Pilsen, bei Stahlau, Malesic, Tschemin, Eipowic, Horomyslic, Dobraken, Hradgen, Grünhof und anderen Punkten nachgewiesen wurde. Sie zählen nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden, und die glänzenden Erfolge, welche der gräflich Waldstein'sche Schlossgärtner in Waldschloss bei Stahlau, Herr F. X. Franc, durch seine im Auftrage des Grafen Waldstein-Wartenberg in der mustergiltigsten Weise seit 1878 ausgeführten Ausgrabungen erzielt hat, sind wahrhaft überraschend. Als ich am 23. Mai 1880 das Waldschloss besuchte, fand ich daselbst ein förmliches

prähistorisches Museum voll der mannigfaltigsten Fund-objecte aus den Hügelgräbern auf den Besitzungen des Herrn Grafen. Die Grabhügel liegen in Gruppen beisammen: im Thiergarten beim Waldschloss gegen 68, am Jawor, eine Stunde östlich vom Schloss Waldstein im Walde circa 42, bei Svareč, gegenüber Žakan, eine Stunde südöstlich vom Schlosse, theils auf der Hutweide, theils im Wald gegen 92, am Skok im Walde zwischen Waldschloss und Milinow 7, und endlich eine Gruppe im Walde Bestehov, gegenüber Stahlawic südlich vom Waldschloss. Die meisten dieser Hügelgräber wurden von Herrn Franc 1878 bis 1880 abgegraben, und dabei sorgfältig in Karte gebracht, so wie die Gräber mit den darin gemachten Funden gezeichnet. Es sind Hügelgräber mit Steinsetzungen unter der Erdüberdeckung. Häufig umschliesst ein Steinkreis in einem solchen Hügel mehrere kleinere Steinhügel, welche den beigetzten Leichenbrand und zahlreiche Beigaben enthalten. Es sind durchaus Brandgräber, theils mit freiliegendem, theils mit in Urnen aufbewahrtem Leichenbrand. Die Thongefässe, von Herrn Franc auf das Vortrefflichste restaurirt, sind von der mannigfaltigsten Form, Grösse und Mache, viele mit Graphitanstrich; die Beigaben sind Schmuckgegenstände, Waffen und Werkzeuge, theils aus Bronze, theils aus Eisen, und Weniges aus Gold; ferner Bernsteinperlen und gelbe Emailperlen mit blauen Augen. Besonders bemerkenswerth sind grosse, hohle Bronzeringe von 26 Centimeter

äusserem und 17 Centimeter innerem Durchmesser, Palstäbe, Kelte, Dolche, Pincetten, Nadeln u. s. w. aus Bronze; Messer, Lanzen (bis 50 Centimeter lang), Ringe, Pferdetransen aus Eisen. Von Münzen wurde in den Grabhügeln bei Stahlaw bis jetzt nichts gefunden. Erwähnenswerth ist auch der Fund einer Gussform eines Palstabes aus glimmerigem Sandstein in einem der Gräber.

Die Funde von Stahlaw erinnern durchaus an die Hallstätter Periode und mit Interesse dürfen wir der schönen Publication über diese Nekropolen entgegen sehen, welche Graf Waldstein vorbereitet.

Die Hügelgräber bei Malesic liegen in der Waldparcelle Unter-Kiow auf gräflich Schönborn'schem Grund. Es sind gegen 80 Grabhügel in drei Gruppen. Eine grössere Anzahl derselben wurde 1879 und 1880 von dem Herrn Grafen Karl Schönborn und seinen Söhnen geöffnet. Die Fundgegenstände sind auf dem Schlosse zu Malesic aufbewahrt. Hier fanden sich neben anderen Gegenständen eine Pfeilspitze aus Feuerstein und eine dergleichen aus Bronze, und in einem der Gräber auch zwei römische Münzen aus der Zeit Constantin's des Grossen 307—312 n. Chr., die einzigen Münzen der Art, welche bisher in diesen böhmischen Grabhügeln gefunden wurden.

Die Nekropolen von Eipowic und Horomyslic, östlich von Pilsen, auf dem rechten Ufer des Klabawabaches, auf Gründen der Pilsener Gemeinde gelegen, sollen zwischen 6—700 Grabhügel zählen.

Auch von den Eipowicer Grabhügeln wurden in den letzten Jahren von dem Bergbeamten Krikawa und von Professor J. Smolik in Prag viele geöffnet. Herr Smolik fand in allen Hügeln in gleicher Weise etwa 40 Centimeter tief, eine zerdrückte Aschenurne von Steinen umgeben. Dieselbe stand immer auf einer Steinplatte und war mit einer ähnlichen Platte bedeckt. Scherben kleinerer Gefässe kamen neben den Urnen vor. In einer einzigen Urne fand man einige Stückchen Bronzedraht. Die Ausbeute des Herrn Krikawa aus etwa 120 Hügeln waren ausser Gefässescherben nur zwei Bronzemesser und eine Bronzenadel. In den Grabhügeln von Horomyslic, von welchen 16 untersucht sein sollen, kamen gleichfalls zahlreiche Scherben von Thongefässen vor, aber nur zwei enthielten ausserdem ein Messer von Eisen, einen glatten Armring aus Bronze und zwei grosse grüne Perlen von Email mit je 6 Augen.

Ich selbst habe mit meinem Assistenten Herrn Fr. Heger im vorigen Jahre die Grabhügel im Thiergarten von Tschemin bei Tuschkau und im Gemeindewald („Marchantenwald“) bei Dobraken untersucht.

Die Grabversuche bei Dobraken blieben erfolglos, dagegen gelang es, in dem dem Herrn Baron Anton Starck gehörigen Thiergarten von Tschemin ein Grab mit einem ringförmigen Steinsatz zu öffnen, in welchem sich 10 Thongefässe vorfanden, darunter

eine Riesenurne von 75 Centimeter Durchmesser, nebst Spuren von Bronze. Auch diese Gräber ergaben sich als Brandgräber, wie jene von Stahlau, und gehören wohl derselben Zeitperiode an.

So weit sich aus den bisherigen Funden schliessen lässt, dürften die Hügelgräber in der Umgebung von Pilsen am wahrscheinlichsten einem keltischen Volksstamme, etwa den Bojern, angehören, welche das Land vor dem Einbruche der Markomanen im Besitze hatten und in der Umgebung von Pilsen, die damals ausserordentlich stark bevölkert gewesen sein muss, wohl noch lange nach der Einwanderung der letzteren ansässig waren, jedenfalls bis in das vierte Jahrhundert n. Chr., wie die oben erwähnten Münzen aus einem der Gräber beweisen.

Ein sehr interessantes Ergebniss hat die Untersuchung der Tumuli bei Bernhardsthal unweit Lundenburg zu beiden Seiten der Nordbahn an der Strecke zwischen Rabensburg und Bernhardsthal gehabt. Es waren sechs Hügel von 3 bis 5 Meter Höhe, die von Dr. Much im Jahre 1877 ausgegraben wurden. Zwei derselben ergaben kein Resultat, dagegen haben die Ergebnisse aus den übrigen vier Hügeln Mühe und Fleiss in hohem Masse belohnt. Ungefähr 200 Gefässe waren in denselben aufgestellt. Dr. Much sagt darüber: „Sie standen in jedem der Hügel dicht zusammengedrängt, die grossen in der Mitte, die kleineren im Umkreise herum; Schalen und Schüsseln aber waren zuweilen zwei oder drei

übereinander auf die grossen Urnen gestellt worden, in den letzteren lagen die kleinen Schöpfgefässe. Knochenreste von Leichenbrand waren in keiner der Urnen zu finden, also auch wohl nie darinnen. Dagegen zeigten sich in der zwischen und über den Gefässen befindlichen Erde reichlich Kohlen, gebrannte Knochen und ein Stück eines gebrannten menschlichen Kiefers und nebst geglühten Gefäss-Scherben geschmolzene Stücke von Bronze." — „An der Hand dieser Funde lässt sich der Vorgang bei der Beerdigung mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Der Leichnam wurde mit all' seinem Schmucke, der aus Bronze bestand, vielleicht auch mit seinen Waffen, auf den Scheiterhaufen gebracht, auf denselben wurden auch grössere Gefässe gestellt und ganz kleine Schalen mit wohlriechendem Harz. Nachdem Alles zu Asche gebrannt war, wurden die grossen Urnen, selbstverständlich durchaus Prunkgefässe, welche Meth oder Bier und ein Schöpfgefäss enthielten, in eine Gruppe zusammengestellt, andere Gefässe, welche Fleischspeisen sammt den Knochen, noch andere, welche Hirse und Gerste enthielten, hinzugesetzt und die Schalen und Schüsseln darauf gestellt. Hierauf wurde der Leichenbrand gesammelt, mit aller Asche des Todten, den wenigen Knochenresten, den Kohlen, den geschmolzenen Bronzeschmuckstückchen und Glasperlen, den Scherben der im Leichenfeuer zersprungenen Gefässe, und über die ganze Gruppe der Gefässe gestreut, dazwischen die vom Opfermahle



gebliebenen Knochen geworfen und endlich von allen Seiten der Erde herzu getragen und zu dem Hügel aufgeschüttet". Das geschah in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung und der Volksstamm, dem diese Hügelgräber angehörten, waren wahrscheinlich die Quaden, ein germanischer Stamm, der zur Zeit der Colonisation der Römer das Marchfeld bewohnte.

Schliesslich will ich noch die Nekropole von St. Margarethen (zwischen St. Bartholomä und Nassenfuss) in Unterkrain erwähnen, welche Herr Deschmann und ich im Jahre 1878 aufgefunden haben.

In der Umgebung von St. Margarethen finden sich im Umkreise von  $1\frac{1}{2}$  Wegstunden mehr als 100 Hügelgräber. Sie liegen in Gruppen beisammen am Abhange des Weingebirges Vinji vrh bei den kleinen Ortschaften Mlade Vine und Gesindeldorf. Die Hügel haben eine Höhe von 2 bis 3 Meter bei einem Durchmesser von 16 bis 20 Meter. Die Ausgrabungen wurden im Interesse des Landesmuseums zu Laibach und des naturhistorischen Hofmuseums in Wien im Jahre 1879 begonnen und 1880 fortgesetzt, so dass gegenwärtig schon gegen 30 jener Hügel geöffnet sind. Die Ausbeute war eine unerwartet reiche und mannigfaltige. Neben einer grossen Anzahl von eigenthümlich gestalteten Thongefässen, fanden sich sehr zahlreiche Bronze- und Eisengegenstände, wie Armringe, Halsringe, Fuss-

ringe, Fibeln, Lanzen spitzen, Celte, Messer, Nadeln, dann Tausende von Bernstein-, Glas- und Emailperlen. Besonders bemerkenswerth aber sind schüsselförmige Helme aus Bronze, die aus einem inneren Holzgeflechte bestehen, das aussen mit Bronzescheiben verziert, und in den Zwischenräumen zwischen den Bronzescheiben ganz dicht mit Bronzenägeln beschlagen ist, ein Fund, welcher der erste dieser Art ist.

Der Umstand, dass in den Grabhügeln bei St. Margarethen die Fundobjecte im ganzen Hügel zerstreut vorkommen, dass neben den Urnen mit Leichenbrand, die in der Regel mit Steinen umstellt und mit einer Steinplatte bedeckt sind, auch frei im Boden liegender Leichenbrand vorkommt, und dass sich endlich auch menschliche Skelette begraben finden, scheint darauf hinzudeuten, dass die einzelnen Grabhügel als Familiengräber aufzufassen sind, welche durch eine längere Periode hindurch benützt wurden und allmählich zu ihrem jetzigen Umfang angewachsen sind.

Jedenfalls ist die weitere Fortsetzung der Arbeiten bei St. Margarethen in hohem Grade zu empfehlen und wird noch viele wichtige und interessante Funde liefern.

Eine besondere Art der Begräbnisstätten der jüngsten Bronzezeit sind endlich die Urnenfriedhöfe. Man hat sie zuerst in der Lausitz und an der Elbe im nördlichen Böhmen und in Sachsen kennen gelernt. Allein wie sie gegen Norden eine weite

Verbreitung haben, und in Posen, Ost- und Westpreussen, Pommern und Hannover nachgewiesen sind, so fehlen sie auch in den südlicheren Gegenden nicht und kommen, wenn auch mit mannigfachen Modificationen, selbst in den Alpenländern vor. Sie gehören den letzten Jahrhunderten vor und den ersten nach dem Beginn unserer Zeitrechnung an und bezeichnen eine Periode, während welcher in Mitteleuropa die Leichenverbrennung der einzige und ausschliessliche Gebrauch war.

Da man sie zuerst in der Lausitz, in welcher noch heute die Reste einer wendischen Bevölkerung ansässig sind, kennen gelernt hat, so bezeichnete man sie früher als „Wendenkirchhöfe“ und schrieb sie der ältesten slawischen Bevölkerung Mitteleuropas zu. Neuere Untersuchungen ergaben jedoch, dass diese Begräbnisstätten aller Wahrscheinlichkeit nach einer vorslawischen germanischen Bevölkerung angehören.

Zu diesen Urnenfeldern gehört z. B. dasjenige von Libochowan in Böhmen, am rechten Elbeufer unterhalb Leitmeritz, welches im Jahre 1872 zufällig beim Bahnbau entdeckt und von verschiedenen Seiten aufgedeckt wurde. Im März 1878 liess ich durch Herrn Heger den noch intacten Theil desselben für die prähistorische Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums ausgraben.

Die Gräber liegen in einer Tiefe von 1—2 Meter unter der Oberfläche. Jedes Grab ist von einem kreisförmigen Steinsatze umgeben. Um eine grössere Urne, welche die calcinirten Knochenreste des Leichen-

brandes enthält, stehen Beigefässe von der verschiedensten Grösse und Form, in welche die Nahrungsmittel, Schmucksachen und verschiedene Gebrauchsgegenstände, welche dem Todten mitgegeben wurden, gelegt waren. Die kleineren der Beigefässe sind oft von sehr sorgfältiger Ausführung mit schönen Verzierungen. Die Zahl der Gefässe in einem Grabe schwankt zwischen 2 und 15. Die Beigaben waren sehr spärlich; nur einige Bronzenadeln, Pfeilspitzen aus Bronze und andere Kleinigkeiten kamen zum Vorschein. Von Wichtigkeit war der Fund einer kleinen Lanzenspitze und eines Messers aus Eisen. Es wurden im Ganzen 31 Gräber aufgedeckt, welche in Reihen angeordnet waren. Die Zahl der aufgefundenen Thongefässe betrug etwa 200, wovon 80 in unversehrtem Zustande gefunden wurden und etwa 70 aus den Scherben restaurirt werden konnten.

Ganz analog dem Urnenfeld von Libochowan ist das 1870 auf Veranlassung des Freiherrn v. Andrian aufgedeckte Urnenfeld von Rossitz bei Pardubitz, nur herrschte dort unter den viel zahlreicheren Beigaben das Eisen vor. Durch ausführliche Beschreibungen bekannt sind auch die Urnenfelder von Strehlen bei Dresden, von Grossenhain, Serkowitz, Bautzen u. s. w. in Sachsen.

Eines der jüngst durchforschten Urnenfelder ist dasjenige von Pirna in Sachsen, dessen Ausgrabung der Sectionsingenieur Wiechel mit der grössten wissenschaftlichen Genauigkeit durchgeführt hat.

Auch hier ergaben sich bei den einzelnen Gräbern Steinsetzungen, entweder zur Umhüllung oder zur Bildung einer Sohle oder einer Bedeckung für die Thongefässe oder auch zur directen Aufnahme der Knochenreste ohne Gefäss. In keiner der zahlreichen mit gebrannten Knochen gefüllten Urnen kamen auch nur Spuren von Holzkohle vor. Die Gesamtausbeute betrug gegen 200 Thongefässe mit 16 Bronze- und 37 Eisengegenständen.

Sehr bemerkenswerth ist, dass sich auf diesem Urnenfeld zwei typisch und wahrscheinlich auch chronologisch von einander verschiedene Theile unterscheiden liessen, ein älterer westlicher und ein jüngerer östlicher Theil. Der westliche Theil enthielt nämlich die für den Lausitzer Typus charakteristischen Napfurnen und Buckelurnen, die alle aus freier Hand gearbeitet sind, während sämtliche Gefässe der grösseren östlichen Hälfte die Anwendung der Drehscheibe zeigen.

In dem westlichen Theil fehlten die Eisengegenstände vollständig, die Metallfunde bestanden nur aus Bruchstücken von schwachen Bronzenadeln, die man als Näh- oder Haarnadeln ansehen kann. Auffallend war auch, dass in diesem Theil nicht eine Fibula gefunden wurde. Dagegen fanden sich in dem jüngeren östlichen Theile 40 Fibeln von dem La Tène-Typus, wie sie in den Pfahlbauten der älteren Eisenzeit im Neuenburger See so häufig vorkommen.

Da die sogenannte La Tène - Cultur ungefähr in's erste Jahrhundert nach Christi Geburt fällt, so muss man die Benützung des östlichen Theiles des Urnenfeldes in diese Periode setzen, während der westliche Theil älter ist. Wiechel schreibt diesen dem germanischen Stamme der Semnonen, den jüngeren östlichen Theil dem ihnen verwandten Stamme der Markomannen zu, die nach den Semnonen in die Elbegegenden einwanderten.

Unter den in jüngster Zeit in den Alpenländern durchforschten und ausgegrabenen Urnenfeldern hebe ich das von Professor Müllner und Graf Gundaker-Wurmbrand in den Jahren 1875—76 ausgegrabene und von den genannten Herren auch ausführlich beschriebene Urnenfeld von Mariarast in Steiermark, sowie das von Herrn Deschmann und mir selbst 1879 eröffnete und an Fundgegenständen so ausserordentlich reiche Urnenfeld von Watsch in Krain hervor, welches wir in den Schriften der kais. Akademie der Wissenschaften beschrieben haben.

Derselben Zeitperiode, wie die germanischen Urnenfelder, gehören auch die römischen Gräber auf deutschem Boden an.

Unter den römischen Soldatengräbern bei Mainz kommen solche vor, die aus Ziegeln zusammengesetzt sind. Zwei dachförmig zusammengestellte grosse Ziegel mit einem Hohlziegel darüber umschliessen den Raum, in welchem eine grosse Urne mit dem Leichenbrand, eine Schüssel aus Terra sigillata mit

Speiseresten, ein Henkelkrug mit Wasser oder Wein und eine Lampe beigesetzt sind.

Eine andere Form römischer Gräber sind Steinurnen mit eingesetzten Glasurnen, welche den Leichenbrand enthalten und einzelne Beigaben, wie sie auf den römischen Leichenfeldern am Birgelstein bei Salzburg ausgegraben wurden.

Im Verlaufe des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung scheint aber die Verbrennung unter dem Einflusse des sich mehr und mehr ausbreitenden Christenthums allmählig aufgehört zu haben und an ihre Stelle tritt wieder das Begräbniss.

Germanische Völker stürzten das römische Weltreich, die Wogen der Völkerwanderung brausten darüber und auf den Trümmern des untergegangenen Heidenthums erstand die Cultur der christlichen Aera in langsamer aber stetiger Entwicklung.

Dieser Uebergangsperiode aus der heidnischen in die christliche Zeit und den frühesten Jahrhunderten der christlichen Aera gehören die germanischen Reihen- oder Furchengräber an.

Die Verstorbenen wurden unverbrannt in flachen Gräbern, die in meist regelmässigen Reihen zu ganzen Friedhöfen vereinigt sind, bestattet. Einfache Erdgräber, Steinplattengräber, Särge aus Holz kommen vor. Das Antlitz zeigt sich meist gegen Ost gewendet; die Männer wurden bekleidet, mit ihren Waffen ausgerüstet, die Frauen reich geschmückt, bestattet.

Manchmal findet man den römischen Brauch, eine Münze als Fährgeld dem Todten in den Mund zu legen, angenommen, sehr oft wurde das Leibpferd, ein Hund, Falke u. s. w. mitbegraben.

Die Reihengräber finden sich hauptsächlich in den von Germanen bewohnten Ländern, es waren die Gräber der Alemanen, Franken, Angelsachsen und Burgunder in Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, Holland. Sie gehören dem vierten bis achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, der Merowingischen Periode, an.

Zu den berühmtesten Gräbern dieser Art gehören die Gräber von Nordendorf bei Augsburg — 363 Furchengräber in 20 Reihen, aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, deren Inhalt in den Museen zu München und zu Augsburg aufbewahrt ist, ferner die grosse Begräbnisstätte bei Fridolfing an der Salza in Oberbaiern mit 3000—4000 Gerippen aus dem vierten Jahrhundert, die fränkischen Reihengräber bei Selzen in Hessen aus dem sechsten Jahrhundert und viele andere.

Von österreichischen Fundstätten gehören hieher die Grabstätten von Ribeschowitz nächst Raigern in Mähren, das Todtenfeld bei Kettlach unweit Gloggnitz u. a.

Charakteristische Waffen aus solchen Reihengräbern sind das lange, eiserne Schwert mit zweischneidiger Klinge, spatha genannt, mit einer ovalen oder scheibenförmigen Parierstange und starkem



Knauf am Griff, der oft reich mit Gold, Elfenbein und Edelsteinen verziert ist, und mit dem sogenannten Ortband, einem verzierten Metallbügel an der Scheide; das kurze einschneidige Schwert oder Hiebmesser, der Scramasax; die breite, keilartige Streitaxt aus Eisen, und das gekrümmte fränkische Schlachtbeil, die Francisca.

Zu den charakteristischen Schmucksachen gehören: sehr schöne Goldfiligranarbeiten, Fibeln, Zierscheiben, Schnallen von der prächtigsten Tauschirarbeit, schön geschnitzte Elfenbeinkämme, Achat- und Amethyst-Colliers u. s. w. Als Beigaben finden sich in den Gräbern noch weiter sehr häufig Trinkpocale mit rundem Boden aus grünem Glas, Vasen aus Erz, Silber und Thon.

Die fast ausnahmslos dolichocephale Schädelform der in diesen Gräbern begrabenen Germanen wurde von Professor Ecker als Reihengräbertypus im Gegensatz zu den häufig meso- oder brachycephalen Schädeln aus den Keltengräbern der Bronzezeit aufgestellt.

In dieser Periode der Reihengräber befinden wir uns, möchte ich sagen, noch heute; denn die Bestattungsweise auf unseren Friedhöfen heutzutage ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen unserer germanischen Vorfahren vor mehr als 1000 Jahren. Wir sind vielleicht sparsamer geworden in Bezug auf die innere Ausstattung des Grabes und legen mehr Gewicht auf eine schöne möglichst monumen-

tale äussere Decoration. Wir haben aufgehört, es für nöthig zu halten, unseren Todten eine materielle Ausstattung von Waffen, Geräthschaften und Lebensmitteln in's Jenseits mitzugeben, und schmücken den Sarg mit Kränzen und Blumen als den Zeichen unserer Liebe.

Allein wenn nicht alle Anzeichen trügen, so geht auch die Periode der Reihengräber allmählig ihrem Ende entgegen, und wir stehen am Anfang einer neuen Periode der Leichenverbrennung. Wer die mit allen Mitteln der modereren Technik ausgestatteten und dabei im edelsten Styl gehaltenen Verbrennungstempel in Gotha und Mailand gesehen hat und sich über den Vorgang der modernen Leichenverbrennung unterrichten liess, der wird sich gestehen müssen, dass bei diesem neuen Verfahren ebenso dem religiösen wie dem ästhetischen Bedürfnisse unserer Zeit im vollsten Masse Rechnung getragen ist und dass die Ruhestätten unserer Todten in künftigen Jahrhunderten, wenn die Sitte der Verbrennung wieder allgemein geworden sein wird, an pietätvoller Weihe unseren heutigen Friedhöfen in keinem Falle nachstehen werden.

---